

Aus vergangener Zeit — für unsere Zeit.

6. August. (Nachdruck verboten.)
Längst war das heilige römische Reich deutscher Nation durch innere Zwietracht und machtlose Vielherrschaft zum Schatten herabgesunken, allein äußerlich existierte es noch immer, ebaldig es seine Probe der großen französischen Revolution gegenüber recht schlecht bestanden hatte.

7. August.
Am 7. August 1806 starb der fromme katholische Lieberdichter Friedrich Spee. Noch bekannter als durch seine Dichtungen, die von einem wahrhaft frommen und edlen Gemüth zeugen, ist er als der Bekämpfer des furchtbaren Hergenslaubens geworden.

Erna.

Novelle von L. Daidheim. (9. Fortsetzung.)

Sie blickte ihn voll und offen an; es lag keine Spur von Herbitheit in diesen lieben, treuen Augen, und doch erschraf er über seine Reckheit.

„Nun, — man irrt ja so leicht in seinem Urtheil über Menschen!“ erwiderte sie, und jetzt flog ein trüber Ausdruck über ihr Gesichtchen.

Er erschraf. Galt das Wort ihm? War sie verlegt von seiner Frage? — Ja, bei Gott! Man mußte sich also mit diesem schlichten, kleinen Mädchen sehr in acht nehmen.

„Aber man darf auch nicht zu sehr geneigt sein, jedem Argwohn Raum zu geben!“ erwiderte er bittend.

Sie verstand ihn, sah mit hellem Lächeln zu ihm auf und nickte. „Ich habe Sie vorhin schon lange beobachtet,“ sagte sie dann, „und wunderte mich, wie ein Mensch heute so gar verschieden von dem gestrigen sein kann.“

„Nennen Sie das lieber: wie die Maske, die er vor der Welt trägt, ihn so geschickt verhülle!“ erwiderte er mit Bitterkeit.

Sie schüttelte den Kopf und lachte. „Wenn man nur glauben könnte, daß Sie das verständen. Mich dünkt, Sie sind auch zu stolz dazu.“

„Vielleicht zu stolz, die Leute sehen zu lassen, daß ich leide!“

Sie schwieg. In ihrem Blick lag die Frage: Leidest du denn? oder: Was fehlt dir?

Er fuhr mit der Hand über die Stirn. Lassen wir das! sagte diese Bewegung.

Sie bemerkte aber, daß der düstere Ausdruck in seinen Augen und ein heimlicher leidvoller Zug nicht aus seinen Wienen wich, die jetzt wieder lächelten.

Die Kinder hatten inzwischen fortwährend in ihr Gespräch hineingelauscht.

Um einen andern Unterhaltungsgegenstand bemüht, nahm er ein Buch, welches neben ihrem Arbeitskörbchen lag und schlug das Titelblatt auf:

„Sie treiben Philosophie?“ fragte er scherzend.

„Kennen Sie das Buch von Emile Souvestre?“ Er verneinte.

„Es ist das liebenswürdigste, welches ich lange gelesen, — voll Gedanken, voll warmer Empfindung. Es schildert das Glück des Armen — nicht weil er arm ist, sondern trotzdem er arm ist — und wie reich manchmal durch sich selbst.“

„An idealen Gütern natürlich!“ warf Erich ein.

„Ja, an den Schätzen, welche weder der Rost noch Motten fressen,“ erwiderte sie überzeugt.

„Und glauben Sie wirklich an diese idealen Güter?“ Ihre schönen braunen Augen sahen ihn erstaunt an.

„Sie nicht?“ Klang es fast vorwurfsvoll von ihren Lippen.

„Ich kenne Sie nicht, ich weiß nur, daß Geld die Welt regiert.“

„O!“ Ein tief schmerzlicher Ton lag in dem Ausruf, sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, aber sie bezwang sich.

Die Kinder riefen in diesem Augenblick: „Da kommt Aja! Aja kommt!“ und liefen einer Frau entgegen, die, in der Tracht der Spreewälderinnen, ein reizendes Kinderwägelchen führte, vor welches zwei große weiße Ziegen gespannt waren.

„Das ist die Wärterin!“ rief das junge Mädchen und sprang auf, der Frau entgegen, der auch die Kinder zuliefen.

Erich blieb zurück. Sie mußte ja wiederkommen, ihre Arbeit lag noch da, ihr Buch hielt er in der Hand.

Inzwischen blätterte er in dem geöffneten Buche. — In der That, — schon in den hier und da gelesenen einzelnen Sätzen lag etwas Anziehendes, ein liebevolles Beobachten des Menschlichen.

Da war sie wieder.

„Die Kinder haben Ihnen Adieu zugerufen, Sie hörten es nicht, Herr von Willwart! Ah, Sie lesen?“

„Wollen Sie mir das Buch leihen, wenn Sie es beendet haben?“ fragte er und sah ihr an, daß sein Interesse sie freute.

„Nehmen Sie es mit, ich habe nur darin geblättert, denn gelesen habe ich es bei meiner Gouvernante und seitdem schon öfter, — ich erquide mich daran wie an einem Beruhigungsmittel.“

Er wurde immer neugieriger und steckte das kleine Buch in seine Brusttasche.

„Armes Ding! Sie suchte die Philosophie des Armen zu erlernen? Sie brauchte Beruhigung?“

Im Sprechen legte sie ihre Arbeit zusammen. Er hätte sie so gern festgehalten.

„Was wird denn diese Tüllgeschichte da?“ fragte er

„Tüllgeschichte? Respekt, mein Herr, das ist kein Tüll, sondern Spitze, und daß Sie es nur wissen, jedes noch so kleine Loch mit feinsten Nadelarbeit hergestellt, jeder Zoll Hunderte von Stichen,“ rief sie und zeigte ihm mit sichtbarem Stolz eine breite Spigenstickerie, deren Werth an Fleiß und Kunst er natürlich gar nicht würdigen konnte, bis er diese unzähligen kleinen, fast unsichtbaren Stiche erkannte, die sie mit haarfeinem Zwirn gemacht. Eine wahre Empörung überkam ihn.

„Und für wen arbeiten Sie dies?“ fragte er, überzeugt, sie werde antworten: für meine Herrin! Aber nein! sie sagte nur: „Für eine Kirche!“

„Ah! sie erwarb sich vielleicht Geld damit?“ Sein Herz schwoll vor Mitleid mit ihr. Armes Kind! So jung und zart und fein und so sollte sie dem Leben gegenüber stehen.

„Darf ich Sie ein wenig rudern?“ fragte er mit dem Wunsche, ihr eine Aufmerksamkeit zu erweisen.

— Er fand sie so reizend, wie noch nie eine junge Dame seines Kreises.

Sie nahm vergnügt an. „Sehr gern!“

So stiegen sie also in sein Boot und ruderten auf den See hinaus, waren aber noch kaum abgestoßen, als ein anderes Boot in einiger Entfernung an ihnen vorüberfuhr.

Es saßen zwei Herren darin, welche grüßend ihre Hüte zogen, auf seine Frage antwortete Erichs Begleiterin aber, sie vermöge die Gesichter derselben nicht zu erkennen.

Ihm war zu Muthe, als habe sich ein scheues Vögeln wider alles Erwarten zutraulich auf seine Hand gesetzt und als dürfe er nur die leiseste unvorsichtige Bewegung machen, so werde es ihm davonfliegen. So fragte er also auch nicht weiter, was gingen ihn jene Leute an, nach welchen sie mit keinem Blick zurückschaute.

Sie sah ihm mit glückstrahlendem Lächeln gegenüber. Daß er sie für die Bonne der Kinder hielt, hatte sie längst bemerkt. O, und wie zart und fein und ritterlich war er! Welch schöner Mann! Sein leichter graulinerer Sommerrock kleidete ihn so gut.

— Den Strohhut legte er neben sich. Und nun plauderten sie und lachten.

Mit keiner einzigen Frage wurde er ihr lästig; ganz langsam nur kamen sie weiter auf ihrer Fahrt — in ihrer Bekanntschaft aber sehr, sehr rasch.

Nach etwa einer Stunde bat sie ihn, sie jetzt zurückzubringen.

Er that es sofort. Sie fühlte, es sei Zeit, die Masterrade zu beenden. Als sie bei dem alten ephueüberwucherten Thürmchen wieder angekommen, sprang er ans Land und bot ihr die Hand wie einer Fürstin.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Kottbus. Ein merkwürdiger Todesfall ereignete sich hier in der Nacht vom Sonntag zum Montag. Ein Tischlermeister begab sich am Abend, da ihm der Weg nach seiner Wohnung zu weit sein mochte, in seine Werkstelle, um dort zu nächtigen. In Ermangelung eines andern Lagers legte er sich in einen fertigen Sarg, welchen er zuvor mit Hobelspähen gefüllt hatte, und schlief ein. Er sollte aber nicht mehr aufwachen. Am Morgen wurde er im Sarge todt aufgefunden; jedenfalls hatte während der Nacht ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende gemacht.

— Ein scheußliches Attentat gegen ihre Herrin beging die Wirthschafterin eines Eisenhändlers in Beaugency (Frankreich). Dieser, ein nicht mehr ganz jugendlicher Junggeselle, Namens Davoine, hatte im vergangenen Winter noch geheirathet, zum großen Verdruss der langjährigen Haushälterin, die in der jungen Frau den unberechtigten und verhassten Eindringling in ihr bisher unumschränkt geübtes Regiment sah. So sann sie darauf, sich der Verhaszten zu entledigen. Als eines Tags Frau Davoine in den Keller stieg, etwas zu holen, ging ihr Klarisse — so heißt die Wirthschafterin — nach, und dort unten, am Grunde des Kellers, begann alsbald ein furchtbarer Kampf zwischen den beiden Rivalen. In der Mitte des Kellers befand sich ein Brunnen, in welchen Klarisse ihre Herrin zu stürzen versuchte. Jene war die Stärkere, und bald mußte diese der Wuth der Angreiferin unterliegen. Von zahllosen Biß-, Kratz- und Stosswunden erschöpft, fiel Frau Davoine in Ohnmacht, und Klarisse, auf ihr knieend,

versuchte sie zu erdroffeln. Darauf warf sie ihr Opfer in den 7 Meter tiefen Brunnen. Aber das wenig tiefe Wasser und die unten herrschende Kühle erweckten die Ohnmächtige, und sie schrie um Hilfe. Da raffte die Magd Pflastersteine auf und warf nach der im Brunnen Liegenden, um ihr endlich den Garaus zu machen. Erst nachdem sie sich von dem Tode ihres Opfers überzeugt zu haben glaubte, verließ sie den Keller. Zum Glück hatte Frau Davoine vor den geworfenen Steinen in einer Wandhöhlung des Brunnens Schutz finden können und wurde so gerettet. Auf der Suche nach seiner Frau, wobei die scheinheilige Klarisse das meiste Wehgeschrei um ihre „arme gute Herrin“ erhob, kam Herr Davoine schließlich auch nach dem Keller und entdeckte dieselbe in einem beammernswerthen Zustande, buchstäblich bedeckt von Wunden und Schrammen. Nicht weniger als 41 Verletzungen zählte der Arzt. Die Verbrecherin bezeugte vor Gericht wenig Reue, sie behauptete, aus Eifersucht gehandelt zu haben, sie habe sich Hoffnung gemacht, daß sie, die langjährige treue Haushälterin, selbst Frau Davoine werden würde. Der Gerichtshof verurtheilte sie zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit.

— In einer eigentümlichen aber durchaus nicht beneidenswerthen Lage befindet sich ein junger Mann in der Rheinpfalz weitender junger Mann, der im Jahre 1871 in Mey als Sohn eines preussischen Feldwebels geboren wurde, bis zur Stunde kräftig heranwuchs und nunmehr die behördliche Nachricht erhielt, daß er überhaupt nicht geboren sei. Sein Name ist nämlich im Meyer Geburtsregister nicht aufzufinden, und deshalb kann von einer Aushebung zum Heeresdienst, zu welcher er sich meldete, keine Rede sein. Wer die Schuld an der Versäumnis trägt, läßt sich heute nicht mehr feststellen; der junge Mann hat aber nichtsdestoweniger sehr darunter zu leiden. Abgesehen davon, daß er seiner Militärpflicht nicht genügen kann — das ließe sich schließlich vielleicht noch ertragen — es ist ihm auch verwehrt, zu heirathen, was mancher für unerträglich hält, verwehrt zu wählen, überhaupt alles dasjenige zu thun oder zu unterlassen, wozu ein Geburtschein die erste Vorbedingung ist. Bei einem solchen Uebelstande ist es begreiflich, daß der Betroffene gerichtliche Schritte thut, um sich beschweigen zu lassen, was ihm selbst allerdings keine Reue ist: nämlich, daß er vor zwanzig Jahren geboren wurde.

— Die überraschende Erbschaft. Vor Kurzem starb in Lyon eine reiche alte Dame und in ihrem Testament fand sich die Bestimmung, daß sie ihrem Arzt als Zeichen der Anerkennung „für die sorgfältige und ergebene Pflege, die er ihr habe angeeignet lassen und der sie es verdanke, ein so hohes Alter erreicht zu haben“, einen kleinen, hübsch gearbeiteten Schrein nebst Inhalt vermache. Als der glückliche Erbe unter den gesetzlichen Förmlichkeiten voller Erwartung den Schrein öffnete, fand er darin in schönster Ordnung aneinandergereiht — alle Arzneiflaschen und Pillenschachteln, die er ihr im Laufe der letzten zehn Jahre verschrieben hatte, wohlversiegelt und verschlossen, so wie die Verstorbene sie aus der Apotheke bezogen hatte. Der Herr Doktor soll sich geweiigert haben, die Erbschaft anzutreten.

— „Die Kunst, zu sparen, haben Sie noch immer nicht gelernt, Meyer!“ so ruft der Prinzipal seinem Kommiss zu, der eben einen großen Briefbogen hervorgeholt hat, um einen Geschäftsbrief zu schreiben. „Wegen der Lappalie, die sie dem Kunden Schmidt mittheilen sollen, nimmt man doch keinen großen Bogen, sondern einen kleinsten Formate.“ — „Sehr wohl, Herr Prinzipal!“ antwortete der Kommiss, zerreiht den großen Bogen Papier und nimmt einen kleinen.

— Frankreich und Deutschland. Ist und trinkt der Franzose was Gutes, so sagt er entzückt: „Diable!“ Der Deutsche sagt in diesem Falle: „Göttlich!“ — Schmeckt aber das Servierte schlecht, so jammert der Franzose: „Mon Dieu!“ und der Deutsche sagt: „Pfui Teufel!“

— Fataler Nachsatz. Vater: „Warum stennst Du denn schon wieder?“ — Hans: „Der Hausherr hat mir eine Ohrfeig' gegeben und gesagt, ich wär' ein dummer Kerl und . . .“ — Vater: „Das bist Du auch! . . . Was hat er denn noch gesagt?“ — Hans: „Der Apfel thät' nit weit vom Stamm falle!“

— Aus dem Hotelleben. Gast: „Aber das sind unerhörte Preise! Eine solche Rechnung!“ — Oberkellner: „Das ist noch gar nichts! Da hab' ich gestern eine geschrieben, die sollten sie mal sehen, vor der bin ich selber erschrocken.“

Standesamtliche Nachrichten von Eisenhock vom 29. Juli bis mit 4. August 1891.
Geboren: 203) Dem Registerführer Ernst Hermann Staab hier 1 S. 204) Dem Maschinenführer Carl Erdmann Dutschreuter hier 1 S. 205) Der ledigen Stickerin Rosa Theresia Rau hier 1 S. 206) Dem Deconom Robert Moritz Otto hier 1 S.
Aufgeboten: 36) Der Buchdruckereibesitzer Max Eduard Ungethäm in Lengensfeld mit der Emma Selma Dörfel hier.
Eheschließungen: vacat.
Bestorben: 148) Des Kaufmanns August Friedrich Brandt jr. hier 1 S. Gertrud Marie, 9 J. 28 S. 149) Der Handarbeiter Ernst Louis Süh hier, ein Ehemann, 49 J. 6 M. 29 T. 150) Der ledigen Stickerin Anna Pauline Schönfelder hier 1 S. Clara Elise, 2 M. 21 T.